

# Verlaine und Sohn

Autor(en): **Natonek, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **16 (1940)**

Heft 7

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-757331>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



# Verlaine und Sohn

Von Hans Natonek

Von Paul Verlaine ist ein Sohn übriggeblieben, verloren in der Welt, wie sein Vater war und ebenso arm, aber unbegnadet. Daß ein Genie von einem hübschen, braven Bürgermädchen, mit dem er eine Ehe zu gründen versuchte, ein Kind hat, beweist nichts für die Vaterschaft und nichts für das Kind. In einer Zerstörung, die er gewollt, aber nie begriffen hat, hatte er eines Tages Frau und Kind und bürgerliches Heim von sich gestoßen und war fortgestürzt in die ihm bestimmte Nacht elender Hotelzimmerchen, der Spelunken und der ewigen Unbehaustheit. Er hatte sein Glück mit Füßen getreten, wie einer, der trotz aller Klagen weiß, daß er nicht dafür geschaffen ist.

Aber der Sohn, Georges Verlaine, war da, wuchs heran, fern und fremd dem verlorenen Vater, mit einem Namen, der den Heranwachsenden eher belastete als förderte. Mitunter geschah es wohl, daß Paul Verlaine in einer Regennacht des Quartier Latin sich plötzlich schluchzend an die Schulter eines jungen Verehrers lehnte: «Sie sind siebzehn, achtzehn Jahre, nicht wahr, — ich habe einen Sohn in Ihrem Alter...»

Dieser Sohn war unerkant oder vielleicht nur übersehen dabei, als der Sarg Verlaines, mit ein paar armen Blumensträußchen geschmückt, an Pantheon vorbeizog, nicht hinein in den Ruhmestempel der «grands hommes», sondern in die Kirche nebenan. Unter dem zahlreichen Gefolge der Bohemiens, Studenten und Clothards, den Landstreichern der Großstadt, die Verlaine so liebte, war auch Georges Verlaine, aber keiner dieser Gruppen zugehörig, sondern isoliert, ein Fall für sich. Er war ein Fremdling hier, eher kleinbürgerlich wie seine brave Mutter, und hinter der hochgewölbten Stirn, die er vom Vater geerbt hatte, funkelte kein Stern der Verlaineschen Nacht.

Dieses Gestirn war jammervoll erloschen in einer zweiten Quasi-Ehe mit einem robusten, abstoßenden Weib, seiner «presque femme». In der Verstörung und Auflösung des vereinsamten, verwahrlosten Ehemannes hatte sich Paul Verlaine an die ehemalige Varietésängerin Eugenie Krantz attachiert; in ihr fand er den schauderhaften Ersatz für das durch seine Schuld Verlorene; in ihr die Illusion: Frau, Friede, Heim, und in ihrem Laster die versinkenden Freuden der Sinne. «Ist sie nicht reizend?» schwärmte er mitunter, wenn er aus seinem zerrissenen Rock eine alte, verblichene Photographie prahlend herauszog, die Eugenie Krantz zeigte, wie sie in ihrer Glanzzeit vor mehr als zwanzig Jahren ausgesehen hatte, anmutig, elegant, mit Fransen in der zierlichen Stirn, ein Bild wie von Manet. Er glaubte an diese Erscheinung, die er in Wirklichkeit nie gesehen, nie gegessen hatte. Sein Mondlicht wandelte die Ruine, in der er hauste, zurück, in den Glanz längst verfallener Schönheit. Der arme Traumwandler, — in seiner Todesnacht ließ ihn die reizende Eugenie — der Kranke war bei einem Streit mit ihr aus dem Bett gestürzt — auf den kalten Steinfliesen verrollen, ohne sich um ihn zu kümmern. Draußen funkelte eine frostklare Januarnacht. Das Zimmer war ungeheizt. Die Nachbarn hörten das Stöhnen. Neben an schnarchte Eugenie. Ein Sterben, wie von Verlaine gedichtet.

\*

Immer noch ist er der geliebteste unter den Lyrikern Frankreichs; fast ist er populär. Porträtgetreu stand er auf zwei Pariser Bühnen. Noch ist er nah, nah und zugleich schon Legende; noch zeigt man, in welchen Cafés und Kneipen er trank und schrieb. Noch leben einige junge Verehrer, alte Männer jetzt, die sich erinnern, wie überschäumend heiter er sein konnte, wenn ihm sein Verleger Vanier zwei Silberstücke (zehn Francs) als Voranschuß in die Tasche schob. «Freunde, Vanier hat Geld herausgerückt, und das Leben ist schön!»

Und noch lebt sein Sohn.

Es war unvermeidlich, daß die Verlaine-Renaissance sich auch auf den verlorenen Sohn des verlorenen, wiedergefundenen Vaters erstreckte. Was ist aus Georges Verlaine geworden, dem Kind seiner glücklichen Tage? Wo lebt er, wie lebt er? Man hatte ihn völlig übersehen. Trägt er das hohe Zeichen des Erwählten und Verdammten auf der vorgewölbten Stirn? Schwebt er wie sein Vater auf dem gespannten, schwindligen Turmseil zwischen Traum und Wirklichkeit?

Ein vielgelesenes Pariser Abendblatt lüftete das Geheimnis. Es gibt kein Geheimnis vor den findigen Augen dieser Herren. Georges Verlaine ist Untergrundbahn-Fahrkartenknipser auf der Station Menilmontant im Nordosten von Paris.

Da unten zu sitzen, tagein oder nachtaus, etliche zehn Meter tief unter der Erde, in dieser dumpfen Ausatmung von tout Paris, nachtein, tagaus ein Loch in ein Billert zu zwicken, das ist an sich ein seltsam trauriger Beruf, auch wenn man nicht Verlaine heißt.

Als Mrs. Isabell Andrew aus Baltimore, eine große Verehrerin der französischen Literatur und auf einer Spazierfahrt durch Frankreich begriffen, diese Zeilen in dem Pariser Abendblatt las, war sie tief bewegt. Der Sohn des geliebten Verlaine — Untergrundbahn-Fahrkartenknipser! Zum erstenmal in ihrem Leben benützte sie die Metro; das heißt, sie fuhr mit dem Auto bis Station Menilmontant und stieg hier feierlich in den Schacht, wie in eine Unterwelt, in die ein Engel gestürzt ist. Dort löste sie eine Karte und näherte sich langsam dem Verschluss, hinter dem «er» saß. Ja, das war er! Auf den ersten Blick! Wenn man sich den Sechshundsbart des Vaters dazu denkt und das Haar aus der Stirn kämmt, ist er das vollkommene Abbild Paul Verlaines! Ah, diese Franzosen, daß sie den Sohn ihres größten Lyrikers Fahrkarten knipsen lassen, nachdem sie schon den Vater der privaten Wohltätigkeit der Gönner überließen, die für ihn eine Monatsrente von 120 Fr. sammelten, damit er nicht verhungere!

Hinter Mrs. Isabell Andrew drängten schon die profanen Metro-Benützer, so lange verweilte sie, in den Anblick versunken. Wie sie ihr Billet hinhielt, war es, als wollte sie dem Angestellten, der nicht aufblickte, sondern knipste, die Hand reichen. Die Fahrkarte werde ich mir als ewiges Andenken aufheben, dachte Mrs. Isabell Andrew, als sie in der nächsten Station ausstieg — die Fahrkarte, geknipst von Verlaines Sohn...

Am nächsten Tage kam sie wieder; diesmal knipste nicht nur er, sondern auch sie ihn mit ihrer Kamera. Welchen Artikel für ihre literarische Zeitschrift in Baltimore! Paul Verlaines Sohn — Untergrundbahn-Fahrkartenknipser Nr. 21076! Und wie sie an ihm vorbeiging, drückte sie ihm einen Brief in die Hand. Im Umschlag lagen tausend Francs; und auf einem Blatt standen diese Zeilen: «Sohn des großen Meisters! Ich sah in Ihre Augen, in denen die nachtdunkle Trauer Ihres Vaters träumt. Erlauben Sie mir, daß eine Verehrerin,

bevor sie den Kontinent verläßt, Ihnen mit dem letzten Blick diese kleine Gabe überreicht. Isabell Andrew.»

Als Nr. 21076 den Umschlag öffnete, war er völlig perplex, jedoch auf die angenehmste Art. Was war das, zum Donnerwetter! Was will die Person? Der große Meister? Die nachtdunklen Augen meines Alten? Er verstand kein Wort. Am liebsten wäre er der Dame nachgelaufen. Aber er saß fest in seinem «Sperritz» und durfte sich nicht wegrühren. Er konnte es kaum erwarten, dienstfrei zu sein, um in das Bistro zu eilen, wo sein Vater, ein verkrachter alter Kneipwirt, den Rest seiner Tage vertrank.

«Papa, kennst du eine Isabell Andrew, eine große Hager mit gelben Haaren?»

Vater Guingaux setzte die Brille auf und las; dann erhob er den Zeigefinger und sagte: «Junge, Junge, da siehst du, was du für einen Vater hast! Halt sie dir, diese Isabelle, das ist eine Glücksfee, so was kommt nicht alle Tage. Vielleicht hat sie früher in meinem Laden verkehrt und sich in mich verguckt. Warum bist du ihr nicht gleich nachgelaufen, du Dummkopf, und wenn du deswegen auch deinen Posten verloren hättest. Und jetzt gib deinem alten Vater auf der Stelle fünf hundert Francs, weil ich ein Meister bin mit nachtdunkler Trauer —»

\*

Als man in der Metro-Direktion jenen Artikel des Pariser Abendblattes gelesen hatte, war man etwas fatal berührt; im Grunde war es eine Indiskretion und rücksichtslos, das Geheimnis des armen Sohnes auszulauern. Möglich, daß um den Fahrkarten-Knipser an der Metrostation Menilmontant ein kleiner Wirbel entstehen würde, unpassende Neugier der «Verehrer» und dergleichen, und kurz und gut, man hatte Georges Verlaine von der Metro-Station Menilmontant sofort gegen Charles Guingaux Nr. 21076 von der Station Passy vorsorglich eingetauscht.

## Verjüngung

Von Lui Xavier

Eines Morgens fand Hely einen Brief im Kasten. Da wurde sie sehr neugierig. Jede Frau wird neugierig, wenn ein Brief etwas verspricht. Und dieser versprach etwas, Hely witterte es. — Noch auf der Treppe riß sie eine Ecke des Kuverts ab, bohrte ihren niedlichen Zeigefinger in das Loch und fetzte die Hülle mit einem energischen Ruck auf — Frauen tun das öfters. Sicher tun sie es, wenn sie sehr gespannt sind.

Helys Füße tasteten Stufe für Stufe aufwärts, während sie las:

«Gnädige Frau,

Ich liebe und verehere Sie. Ich kann das, ohne Sie zu verletzen, zu entwürdigen. Besuchen Sie heute abend Ihre Konditorei. Ich werde auch kommen und verspreche Ihnen eine reizvolle, harmlose Unterhaltung. Meinen Namen halte ich vorläufig geheim. Das ist zwar ungewöhnlich —, aber wenn ich Ihnen nicht gefalle, können Sie mich immer noch abweisen.

Ja, ungewöhnlich war alles an diesem Briefe. Nichts Herkömmliches in Fassung und Schrift, keinerlei Redensarten... und so selbstsicher. Aufreizend selbstsicher. Nachmittags stand sie lange vor dem Kleiderschrank, wählte und verwarf, zögerte und überlegte. Am Abend saß sie in der Konditorei. Eine fröhlich-neugierige, kleine Frau. Und er kam.

Er kam und beugte sich andächtig über ihre Hand. Seine Augen strahlten jugenhaft. Hely aber lachte ihn unbefangen an:

«Oh, ich wußte es...»

«So, so... gnädige Frau wußten es!»

Hely stutzte. Sollte er zweifeln? Dann lächelte sie sorglos überlegen und neigte sich leicht über den Tisch. Es lag viel Anmut in dieser Bewegung.

«Natürlich wußte ich es! Oder glauben Sie, ich wäre sonst gekommen? Herr... wollen Sie auch jetzt noch Ihren Namen geheim halten?»

Er ging sofort auf den Scherz ein.

«Sie haben recht, gnädige Frau... aber was bedeutet ein Name? — Die Hauptsache ist, wenn wir uns etwas bedeuten.» Er besann sich. «Schließlich müssen wir einander irgendwie anreden... Ich bitte Sie, mir einen Namen auszusuchen.»

Hely lachte belustigt: «Sie sind wirklich großzügig! — Also einverstanden, nur müssen Sie mich dann auch irgendwie nennen. — Vor allem muß das zeremonielle 'Gnädige Frau' verschwinden...»

Er unterbrach sie.

«Bitte, darf ich Sie mit Ihrem richtigen Namen anreden?... Für mich ist 'Hely' ein Begriff geworden. Der Inbegriff alles Lieben und Guten... 'Hely' bedeutet mir eine Frau, die man anbeten muß, die man...»

Aber die angebetete Frau wehrt unbarmerzig ab:

«Wissen Sie auch, daß Sie schrecklich unkonsequent sind? — Gerade vorhin stellten Sie mit gemachtem Pathos fest: 'Was bedeutet ein Name.' Jetzt auf einmal bedeutet Ihnen ein einfacher Frauennamen sogar einen Inbegriff... Und Sie fangen zu schwärmen an — bitte, unterbrechen Sie mich nicht — fangen zu schwärmen an, machen Komplimente, die jede anständige Frau als Bestechungsversuche zurückweisen muß! — Sie versprachen doch in Ihrem Briefe eine reizvolle, harmlose Unterhaltung!»

Er fand ihren Eifer entzückend und lachte:

«Glänzend pariert. Es ist heute so ein selten schöner Abend, da vergißt man jede Konsequenz, und erst recht, wenn man Ihnen gegenüber sitzt — Frau Hely, es bleibt dabei, ich nenne Sie so und lasse nicht daran rütteln.»

«Gut, Sie hartnäckiger Herr. — Und weil Sie das sind und zuweilen ein abweisendes, stolzes Gesicht machen, nenne ich Sie 'Herr Kapitän'... So stelle ich mir einen Kapitän auf der Brücke seines Schiffes vor: Abweisend, hartnäckig, den Blick weit, weit auf ein fernes, unsicheres Ziel gerichtet... doch mit einem warmen Herzen und genug Phantasie, um... auch ein wenig zu schwärmen.»

Sie wurde plötzlich verlegen und bog das Gespräch ab.

«Nun, Herr Kapitän, was befehlen Sie? Vanille? Haselnuß? Ich bevorzuge Pistache, habe eine kleine Leidenschaft dafür...»

\*

Am selben Abend stand Herr Würzler auf dem Balkon und sah wehmütig in die Dämmerung. Plötzlich rief er ins Zimmer:

«Elfriede, wir wollen ausgehen!»